

# hastuzeit

die hallische Studierendenschaftszeitung



NETWORKS

# Liebe Leser,

Nun haben wir uns für dieses Semester vorgenommen, dreimal zu erscheinen. Aber diesmal ist unsere Redaktion wie verhext. Voller Motivation und Tatendrang starteten wir in die Erstellung dieses Heftes, doch auf halber Strecke wird eine unserer Redakteurinnen ins Krankenhaus eingeliefert. Schicksal. Also musste das Heft ein bisschen dünner ausfallen. Und nun, auf den letzten Metern vor dem Ziel, liegt eine andere mit Grippe im Bett. Also müssen noch einmal vier Seiten entfallen. Immerhin, wir haben es trotzdem noch geschafft – das zweite Heft des Semesters liegt druckfrisch vor Euch! Ziel erreicht, wenn auch etwas abgemagert, dafür stimmen die Texte, und es gibt keine inhaltslosen Füllseiten.

Thema sind diesmal Netzwerke. Als wir uns gemeinsam zu der Artikelplanung Gedanken gemacht haben, ist uns allen nur eins eingefallen: Facebook. Wie in einem Gedankentunnel wollte uns einfach nichts anderes in den Sinn kommen. Das hat uns zu der Frage geführt, wie wohl ein Leben ohne Facebook, Studi.VZ und Last.fm etc. sei – eine Redakteurin hat den Selbstversuch gewagt. Ein Netzwerk besteht aber nicht nur aus unendlich vielen Online-Kontakten, sondern vor allem aus realen Menschen, mit denen wir lachen und weinen können. Sozialwissenschaftler stellen in diesem Zusammenhang zum Beispiel die Frage, wen wir alles zu unserem Geburtstag einladen.

## Impressum

*hastuzeit*, die hallische Studierendenschaftszeitschrift, wird herausgegeben von der Studierendenschaft der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und erscheint in der Regel dreimal im Semester während der Vorlesungszeit.

**Chefredaktion:** Tom Leonhardt (V. i. S. d. P.), Yvette Hennig

**Redaktion:** Konrad Dieterich, Katharina De Parade, Julia Kloschkewitz, Sabine Paschke, Helena Werner  
**freie Mitarbeit:** Caroline Bünning, Ronja Schlemme

**Layout:** Tom Leonhardt

**Titelbild:** Susanne Wohlfahrt

**Lektorat:** Konrad Dieterich, Caroline Bünning

**Anschrift:** *hastuzeit*, c/o Studierendenrat der MLU, Universitätsplatz 7, 06108 Halle

**E-Mail:** [redaktion@hastuzeit.de](mailto:redaktion@hastuzeit.de)

**Website:** [www.hastuzeit.de](http://www.hastuzeit.de)

Nur die besten Freunde, noch ein paar gute Bekannte dazu oder gleich die gesamte Facebook-Gemeinde? Tiere machen sich diese Einteilung viel einfacher, dort gibt es nur Freund oder Feind. Obwohl zum Beispiel in einer Ameisenkolonie eine halbe Million Ameisen leben, entscheiden sie gemeinsam, und jede hat ihre genauen Aufgaben. Orcas leben in kleineren Familienverbänden, wobei jede Familie eine eigene Sprache entwickelt. Über eine Entfernung von 15 km erkennen sie sich sofort und können einschätzen, wer denn da angeschwommen kommt. Das soziale Leben der Tiere scheint beneidenswert einfach strukturiert. Dieses zu schützen, liegt auch in unserer Verantwortung.

Der Klimagipfel scheint nicht viel dazu beitragen zu können. Dabei lohnt es, sich einmal an die eigene Nase zu fassen und sich selbst zu fragen, wie man sich für den Umweltschutz einsetzen kann. Wir haben geschaut, wo die MLU nachhaltig handelt und Ressourcen spart. Auch die *hastuzeit* ist Umweltfreund und druckt deshalb nur auf Recyclingpapier.

Außerdem haben wir uns mit »Deutschlands bestem Fotografen« getroffen, der an der MLU studiert und sich selbst nur als semiprofessionell bezeichnet.

Nun wünschen wir Euch viel Spaß und ein gutes Gewissen beim Durchstöbern unseres diesmal kleinen Heftchens.

Tom & Yvette

**Druck:** Druckerei & DTP-Studio H. Berthold, Äußere Hordorfer Straße 1, 06114 Halle (Saale)  
Der Umwelt zuliebe gedruckt auf Recyclingpapier.

**Auflage:** 4000 Stück

**Redaktionsschluss:** 27. November 2011  
*hastuzeit* versteht sich als Mitmachmedium.

Über Leserbrief, Anregungen und Beiträge freuen wir uns sehr. Bei Leserbriefen behalten wir uns sinnwahrende Kürzungen vor. Anonyme Einsendungen werden nicht ernst genommen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt *hastuzeit* keine Haftung.

Neue Mitglieder sind der Redaktion herzlich willkommen. Sitzungen finden in der Regel mittwochs um 20.00 Uhr im Gebäude des Stura (Anschrift siehe oben) statt und sind öffentlich. Während der vorlesungsfreien Zeit finden die Sitzungen unregelmäßig statt.

# Inhaltsverzeichnis

02 Editorial – Das Wort zum Heft

- 04 Rollenspiel statt Vorlesung – Manche Mediziner mögen's praktisch
- 06 Zwischen Waschbrett und Spritzbesteck – Dorothea Erxleben
- 07 Alles in Warteposition – Am IWH brodelt es nach wie vor
- 08 Lediglich ein positiver Nebeneffekt – Nachhaltigkeit an der MLU

- 09 Netzwerk – I like spiders!
- 10 Kontrollverlust – »Emanzipation« darf nicht beim Menschen aufhören
- 12 Netzwerke unter Tieren – Ameisen und Orcas im sozialen Portrait
- 14 Auf die Menschen kommt es an – Sozialwissenschaftler und die Netzwerkforschung
- 17 Ohne dich ist alles doof? – Goodbye, Facebook. Zumindest für sieben Tage
- 18 Visitenkartenspiel – Networking vom Allerfeinsten!

- 19 Der alte Mann und Modigliani – Ein Preisbild
- 20 Inspirierendes Bratislava – »Deutschlands bester Fotograf« kommt aus Halle
- 21 Kulturbegabtes Halle – Der neue Intendant des NT im Gespräch
- 22 Pinnwand – Was sonst noch wichtig ist ...
- 23 Stura aktuell – Aktuelles aus dem Studierendenrat

hastuUni



hastuInteresse



hastuPause



# Rollenspiel statt Vorlesung

Das Dorothea-Erxleben-Zentrum bietet mit dem SkillsLab Medizinstudenten die Möglichkeit, praktische Erfahrungen in realitätsnahen Situationen zu sammeln.

Eine 19-jährige Patientin wird ins Krankenhaus eingeliefert und muss operiert werden. Im Verlauf der Voruntersuchungen kommt es zu einer folgenschweren Diagnose: Sie ist HIV-positiv. Der Arzt, der ihr den Befund mitteilen muss, wurde gerade erst eingestellt. Vor kurzem hat er sein Medizinstudium erfolgreich abgeschlossen und fragt sich nun, in welcher Vorlesung die Übermittlung schlimmer Befunde behandelt wurde. In keiner! Ihn überkommt ein Gefühl der Ratlosigkeit und Angst. Er betritt das Krankenzimmer und hofft inständig, dass er gleich die Kraft hat, der Patientin ins Gesicht zu sehen und die Nachricht »fachmännisch« überbringen zu können.

»Glücklicherweise handelt es sich hier nur um ein Rollenspiel«, sagt Dennis Christoph erleichtert, als er das Krankenzimmer wieder verlässt. Der Medizinstudent im siebten Semester war aufgeregt: »Ich habe die Diagnose von der Patientin »Johanna« erst kurz vorher erfahren und hatte kaum Zeit zum Nachdenken. Es fiel mir gerade zu Beginn unheimlich schwer, die richtigen Worte zu finden.« Durch die halbdurchlässige Verspiegelung des Patientenzimmers konnten Dennis' Kommilitonen im angrenzenden Technikraum das Gespräch mitverfolgen. Die Evaluation erfolgt in vierfacher Form. Zunächst soll Dennis das Gespräch selbst bewerten. Er ist sich sicher, dass er viele wichtige Informationen vergessen hat, weil er so nervös war. Das anschließende Feedback der Patientin »Johanna« fällt positiver aus. Sie lobt die tröstenden Worte des Medizinstudenten und seine offene Körperhaltung ihr gegenüber. Gefehlt hat ihr der wichtige Verweis, dass sie sich und andere nun schützen müsse. Des Weiteren wäre es schön gewesen, wenn er sie gefragt hätte, wie sie nach Hause kommt und ob es jemanden in ihrer Familie gibt, der sie abholt. Es folgt ein anerkennendes Feedback der Kommilitonen und zum Schluss die professionelle Evaluation des Tutors, der nochmals den ständigen Blickkontakt zwischen Student und Patient als besonders positiv erwähnt. Dennis haben die lobenden Worte bestärkt, dennoch bleibt er realistisch: »Ehrlich gesagt glaube ich nicht, dass ich in solch einer Situation im medizinischen Alltag nun viel gefasster wäre. Jedoch ermöglicht der Austausch mit dem Schauspieler, dem Tutor und den Kommilitonen im Anschluss an das Gespräch eine so intensive Aus-

einandersetzung mit der Problematik, wie es später im klinischen Alltag wohl kaum möglich sein wird. Das hat mir ein Stück weit die Angst vor solchen Patientengesprächen genommen.«

## Lernen im geschützten Raum

Das am 19. Oktober neu eröffnete Dorothea-Erxleben-Lernzentrum Halle der Medizinischen Fakultät stellt »den Aufbruch für eine bessere Lehre dar«, versichert der Rektor der MLU, Prof. Dr. Udo Sträter. Das Gebäude befindet sich in der alten HNO-Klinik in der Magdeburger Straße 12. In diesem sind künftig das SkillsLab (Trainingszentrum für die Ausbildung praktischer Fähigkeiten der Studenten), das Simulationszentrum zum Üben von Notfallsituationen, die Bibliothek sowie der PC-Pool untergebracht.

Dr. Andreas Fichtner, Leiter des SkillsLab, erklärt die Bedeutung der neuen Lernmöglichkeiten der Studenten: »Wichtig ist, dass angehende Mediziner die Praxisanwendungen nicht erst am Patienten erlernen. Hier haben sie die Möglichkeit, in einem geschützten Raum unter standardisierten Bedingungen ihre praktischen Erfahrungen auszubauen. Der große Vorteil: Beim Training dürfen Fehler gemacht werden, die im Alltag nicht passieren dürfen.«

Dennis und seine Kommilitonen haben nicht viel Zeit sich auszuruhen, denn das Rollenspiel stellt nur den Auftakt einer ganzen Reihe von Trainingseinheiten dar. Die nächste Station: Flexüle legen. Der Tutor macht es vor, dann sind die Studenten dran. Es folgt die Blutabnahme, das richtige Rezeptieren, die Vorbereitung von Infusionen, die orthopädische Untersuchung und so weiter. Der Leiter des SkillsLab erklärt: »Insgesamt haben wir 16 Trainingsstationen, die jeder Student ab dem siebten Semester zweimal im Jahr durchlaufen muss. Damit man bestmögliche Lernergebnisse erzielen kann, wechselt mit jeder Station auch der Tutor, der speziell in dem jeweiligen Bereich trainiert ist.« Ziel der Fakultät ist es, das Zentrum noch weiter auszubauen. »Im nächsten Jahr«, so Fichtner, »will man bereits 25 Stationen zur Verfügung stellen, um die Studenten noch besser auf den praktischen Alltag vorzubereiten zu können.« Das sei ein großer Erfolg, musste man doch im alten SkillsLab mit nur sechs Trainingsstationen auskommen.



## Theorie versus Praxis

Doch wie viel Praxis braucht ein (Medizin-)Student? Die Forderung nach der Vertiefung praktischer Fähigkeiten an Bildungseinrichtungen ist ein eher modernes Phänomen. An der Medizinischen Fakultät in Halle kam das Thema einer Ausweitung der Praxisanwendungen erstmals im Jahr 2002 auf. Der Vorwurf des Wissenschaftsrates: Man könne in dem Anwendungsbereich nicht mit anderen Universitäten konkurrieren. Laut Fichtner sollen die Studenten auch vor einer theoretischen Verbildung geschützt werden. Allerdings betont er, dass man bei dem Umfang praktischer Trainingseinheiten je nach Fachrichtung und persönlichem Anspruch differenzieren muss: »Man kann in dem Sinne keine genaue Gewichtung beider Komponenten festschreiben. Wichtig ist, dass gerade bei Medizinstudenten das Verhältnis zwischen Theorie und Praxis ausgewogen ist.« Tendenziell sei es jedoch für Lehrinrichtungen schwieriger, die praktischen Fähigkeiten zu fördern. Das ist vor allem ein logistisches Problem bei derzeit circa 1500 Medizinstudenten an der MLU.

Dennis kann von sich sagen, dass er durch die Übungen im SkillsLab vieles lernen konnte, was er später in seinem

Beruf brauchen wird. Für ihn ist die Theorie, die in der Medizin bereits stark forschungsorientiert ist, trotzdem wichtiger als die Praxis: »Man kann letztendlich nur anwenden, was man in theoretischer Form verinnerlicht hat. Somit ist die Praxis ohne Theorie meistens nicht anwendbar«, gibt er zu bedenken. Nichts, so scheint es also, ist so praktisch wie eine gute Theorie. Andererseits: Was nützt schon eine ausgefeilte Theorie, wenn sie praktisch nicht umsetzbar ist? So unbestreitbar das dialektische Verhältnis, so unklar scheint doch die richtige Gewichtung beider Komponenten zu sein.

Fichtner freut sich auf jeden Fall über die ausschließlich positive Resonanz bezüglich des neuen Trainingszentrums, die das Vorhaben der Erweiterung des Zentrums unterstützt. Dank dieser neuen Lehrinrichtung könne man alle praktischen Fähigkeiten, zumindest auf grundlegendem Niveau, im Vorfeld erlernen. So haben die Studenten die Chance, auch zu Beginn ihrer medizinischen Karriere sicher aufzutreten. Ihre zukünftigen Patienten können beruhigt sein – der Praxis sei Dank.

Text: Anastasia Pyschny  
Foto: Maria Preußmann

# Zwischen Waschbrett und Spritzbesteck

1754 wurde an der Medizinischen Fakultät der Uni Halle erstmalig in Deutschland einer Frau der Dokortitel verliehen. Wer war diese Frau?

**Dorothea Erxleben** wurde am 13. November 1715 als Dorothea Christiana Leporin in Quedlinburg geboren. Ihr Vater, Dr. Christian Polycarp Leporin, war praktischer Arzt, hatte ab 1708 auch in Halle studiert und 1711 an der Erfurter Universität promoviert. Ihre Mutter Anna Sophia entstammte der angesehenen Predigerfamilie Meinicke. Dorothea hatte eine ältere Schwester und zwei jüngere Brüder.

In ihrem Lebenslauf, den Dorothea Erxleben ihrer Dissertation beilegte, sprach sie ihrem Vater maßgeblichen Anteil an ihrem Werdegang zu: Sie war ein kränkliches, jedoch wissbegieriges und lernbereites Kind. Um ihr die Langeweile zu mildern, wenn sie im Haus bleiben musste, erlaubte er ihr die Teilnahme am Unterricht des zwei Jahre jüngeren Bruder Christian. Diesen übernahm Dr. Leporin teilweise selbst und prägte so früh Dorotheas Interesse an der Medizin. Später nahm er seine Kinder sogar mit in seine Praxis und auf Visite. Für die Sprachen und die Naturwissenschaften jedoch ließ er Lehrer des städtischen Gymnasiums kommen. Mit ihrem Lehrer Tobias Eckhard führte Dorothea über den Unterricht hinaus Briefwechsel auf Latein; von ihm erfuhr sie von der Promotion der Italienerin Laura Bassi 1732. Eckhard schrieb Dorothea, er traue auch ihr einen Universitätsabschluss zu. Damit be-

stärkte er sie in diesem bereits vorhandenen Wunsch. Zunächst jedoch sah Dorothea es als ihre Pflicht an, zu lernen, wie man als gutes »Frauenzimmer« einen Haushalt führte. Danach wollte sie ein Medizinstudium beginnen. Ihr Bruder schrieb sich 1735 für sein Studium ein, Dorothea kämpfte bis 1741 um ihre Immatrikulationsberechtigung. Der Streit ging bis vor den König: Letztendlich war es Friedrich II., der entschied, dass sie studieren dürfe. Noch unter ihrem Mädchennamen veröffentlichte sie im Folgejahr ihre erste wissenschaftliche Abhandlung, in der sie Gründe gegen das Frauenstudium diskutierte. Kurz darauf heiratete sie den verwitweten Diakon und bereits fünffachen Vater Johann Christian Erxleben. Zusammen bekamen sie drei weitere Söhne und eine Tochter.

Sie führte jedoch nicht nur den Großfamilienhaushalt, sondern besuchte ab 1742 parallel dazu Medizin-Vorlesungen. Als ihr Vater 1747 starb, übernahm sie seine Praxis. 1753 starb eine Patientin, woran konkurrierende Quedlinburger Ärzte ihr die Schuld gaben und ihr mangelnde medizinische Ausbildung und Fähigkeiten unterstellten. Der Stiftpflichtmann musste ihr in der Folge bis zum Einreichen ihrer Dissertation die Arbeitserlaubnis entziehen. Er setzte ihr dazu eine dreimonatige Frist bis Juni des Jahres, welche sie jedoch aufgrund ihrer vierten Schwangerschaft verlängern musste. Am 6. Januar 1754 reichte sie ihre 40-seitige Dissertation über die Vorteile von gründlicher gegenüber schneller Therapie und Heilung in lateinischer Sprache ein, kurz darauf legte sie die mündliche Prüfung ab. Im Mai wurde ihr der Doktorgrad verliehen. 1755 veröffentlichte sie eine umfassendere Version ihrer Doktorarbeit auf Deutsch. Dabei übersetzte sie auch die lateinischen Fachbegriffe ins Deutsche und leistete so einen Beitrag zur Allgemeinverständlichkeit.

Zudem praktizierte sie weiterhin als Ärztin. Sie nahm sich dabei insbesondere der ärmeren Bevölkerung an. Deshalb, sowie aufgrund der allgemeinen Mediziner-Konkurrenz in Quedlinburg und der Erbschulden ihres Vaters, sah sich die Familie über weite Strecken finanziellen Problemen ausgesetzt. Dorothea Erxleben starb am 13. Juni 1762, drei Jahre nach ihrem Ehemann.

Text: Caroline Bünning

Bild: Fotoarchiv der Zentralen Kustodie der MLU



Dorothea Christiana Erxleben. Holzschnitt, Ullrich Bewersdorff, 1965.

# Alles in Warteposition

Im September dieses Jahres bot IWH-Präsident Ulrich Blum Amtsverzicht an. Doch bis heute sitzt er in der zweiten Etage des IWH, im Zimmer des Präsidenten.

Das Institut für Wirtschaftsforschung Halle (IWH) ist eines von sechs Wirtschaftsinstituten Deutschlands. Als Mitglied der Leibniz-Gesellschaft wird das IWH nach spätestens sieben Jahren vom Senat der Leibniz-Gesellschaft evaluiert. Nachdem bereits 2007 das Gutachten sehr kritisch ausgefallen war, urteilte der Senat im Juli dieses Jahres, dass das IWH hinter seinen Erwartungen zurückbleibe. Im September boten Präsident Prof. Dr. Ulrich Blum und Geschäftsführer Frowin Gensch Amtsverzicht an.

**Warum sind Sie immer noch als Präsident des IWH tätig, obwohl Sie im September angeboten haben, auf Ihr Amt zu verzichten?**

Der Amtsverzicht ist noch nicht vollzogen, wir verhandeln noch. Das geht nicht so schnell, denn das IWH ist ein eingetragener Verein, und im Vereinsrecht ist das alles nicht so einfach. Es müssen gewisse Sachen notariell erledigt werden. Außerdem habe ich damals, als ich 2004 hierher berufen wurde, eine Rückfalloption verhandelt, das heißt, ich gehe zurück an die Universität. Das muss erst realisiert werden. Ich habe dort einen Lehrstuhl für Wirtschaftspolitik. Dieser existiert bisher nur virtuell, ich habe keine Mitarbeiter, keine Möbel.

**Das Alltagsgeschäft wird also wie gewohnt fortgeführt?**

Ob das Alltagsgeschäft ist, da habe ich meine großen Zweifel. Aber es wird zumindest das Geschäft weitergeführt. Es findet zurzeit ein nicht ganz üblicher Vorgang statt. Und in so einem Fall hat man zwei Möglichkeiten: Entweder man versucht, diesen unüblichen Vorgang harmonisch zu organisieren, oder man macht es als Parforceritt. Ich habe ersteres vorgeschlagen und damals gesagt, wenn man mich aus Gründen, über die ich bis heute nicht Bescheid weiß, als Präsident nicht mehr will, dann kann man mit mir reden. Aber es gibt Schwierigkeiten, das so umzusetzen, wie es geplant war. Ich war im Stellenplan der Uni so nicht vorgesehen. Es ist ein Problem, das ordnungsgemäße Ankommen an die Universität zu organisieren. Es muss aber auch eine Übergangsstruktur im IWH organisiert werden.

**Wird es einen neuen Präsidenten geben?**

Ja, es wird sowohl einen neuen Präsidenten als auch einen neuen Geschäftsführer geben. Zurzeit wird aber noch nicht aktiv danach gesucht. Es ist alles in Warteposition.



**Wie haben Ihnen rückblickend die vergangenen Jahre am IWH gefallen?**

Im Nachhinein waren es unglaublich positive Zeiten. Eine sehr interessante Herausforderung, aber eine Herausforderung, bei der die Leute, die diese zu beurteilen haben, nicht wissen, wovon sie reden. Als ich hier anfang, hatten wir drei referierte wissenschaftliche Veröffentlichungen pro Jahr, jetzt haben wir 30. Es ist ein irrer Aufwand, eine Mannschaft so aufzubauen. Das ist ein Kraftakt, ich bin sehr stolz auf meine Leute.

**Glauben Sie, dass die Struktur der Leibniz-Gesellschaft Fehler aufweist?**

Die Struktur ist völlig unbefriedigend. Seit zehn Jahren soll die Evaluierung evaluiert werden, das wird nicht gemacht. Ein Evaluierungssystem ist nur gut, wenn es Signale für Qualität setzen kann. Ich habe immer gedacht, dass man aus Fehlern lernen soll, wenn man angeblich etwas falsch macht. Churchill sagte: »Was ist Erfolg? – Von einem Misserfolg zum anderem zu gehen, ohne unterzugehen.« Aber man muss aus dem Misserfolg lernen dürfen. Und wenn wir das wollen, dann muss diskutiert werden. Diese Diskussion verweigert man uns.

• Eine ausführliche Version des Interviews gibt es auf [www.hastuzeit.de/2011/iwh-lang](http://www.hastuzeit.de/2011/iwh-lang)

Interview: Yvette Hennig  
Foto: Maria Preußmann

# »Lediglich ein positiver Nebeneffekt«

Umweltschutz muss sich rechnen. Die Universität hat bei stromsparenden

Maßnahmen vor allem die wirtschaftlichen Aspekte im Blick.



»Wir können die **Wissenschaften** in ihrem Strombedarf nicht beschneiden. Deswegen haben wir da wenig Einfluss. Vor allem die Naturwissenschaften sind auf eine umfassende Stromversorgung angewiesen.« Klaus-Dieter Schubert, Mitarbeiter der Abteilung Bau, Liegenschaften und Gebäudemanagement an der MLU, spricht damit ein großes Problem des Energiesparens an.

Circa 3,5 Millionen Euro gibt die Universität im Jahr für Strom aus. Ungefähr im gleichen Bereich belaufen sich die Heizkosten. Die Uni verbraucht an Strom ungefähr 19,4 Millionen Kilowattstunden jährlich. Zum Vergleich: Im durchschnittlichen Familienhaushalt werden circa 3600 verbraucht. Die Hausverwaltung versucht an einigen Ecken zu sparen. Die Außenbeleuchtung der Universität wird zum Beispiel ab 23 Uhr runtergedimmt. Kaum einem fällt das auf, gespart wird dadurch aber nicht unerheblich. Eine Stunde vor vollen Vorlesungen wird die Heizung in den Hörsälen heruntergestellt. Feierabend- und Feiertagsabschaltung sind inzwischen schon selbstverständlich.

»Die Nachhaltigkeit ist dabei zurzeit lediglich positiver Nebeneffekt.« Wirtschaftliche Aspekte stehen noch im Vordergrund. Wo es möglich ist, wird eingespart, und wenn sowieso etwas ausgetauscht werden muss, werden energie- oder stromsparende Maßnahmen angewendet. Der bauliche Zustand einiger Universitätsgebäude führe allerdings auch Sparversuche zum Teil ad absurdum, so Schubert. Am billigsten und effektivsten könne man aber durch angemessenes Nutzerverhalten sparen, sagt er und meint damit nicht nur Studenten, die mal ein Licht anlassen, sondern auch alle anderen Mitarbeiter. »Der Mensch ist da manchmal schizophoren: Wenn es nicht die eigene Tasche belastet, wird der Umgang sorgloser.« In einigen Hörsälen gibt es inzwischen Bewegungsmelder als Hilfseinrichtungen, aber auch die seien zweischneidig, denn sie unterstützen wiederum die Faulheit des Nutzers.

Für die Entsorgung des Sondermülls dagegen wurde ein Umwelt und Ressourcen schonendes Konzept entwickelt. Vor einigen Jahren haben die vier MitarbeiterInnen des Stabs Arbeits- und Umweltschutz aus eigenem Antrieb eine »Chemikalienbörse« eingerichtet. Überschüssige Chemikalien, die noch verwendet werden können, werden aussortiert und in einem Zwischenlager zum Abholen angeboten, sie stehen Studenten und Mitarbeitern kostenfrei zur Verfügung. Das gleiche wurde nun für Glasgeräte eingerichtet. »Es tut uns einfach weh, die Sachen wegzuschmeißen, wenn sie noch gebrauchsfähig sind«, erklärt Sabine Kiese, die mitverantwortlich ist für das Sonderabfallzwischenlager. Die verfügbaren Chemikalien und Glasgeräte der Börse werden aufgelistet, im Internet ist diese Liste einsehbar.

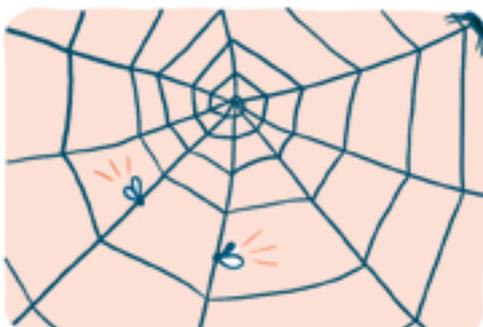
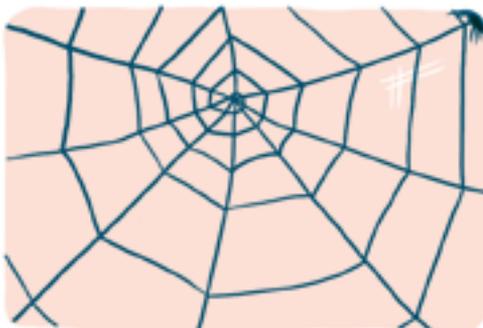
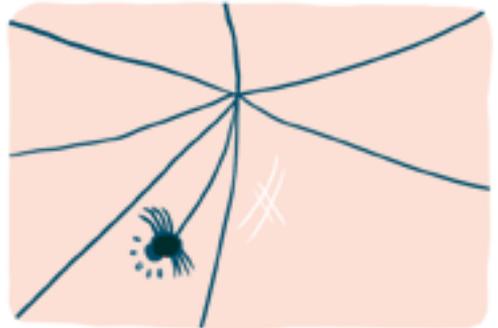
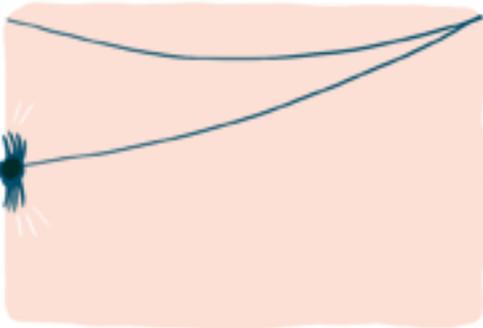
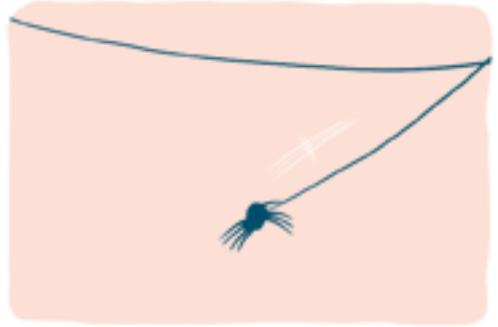
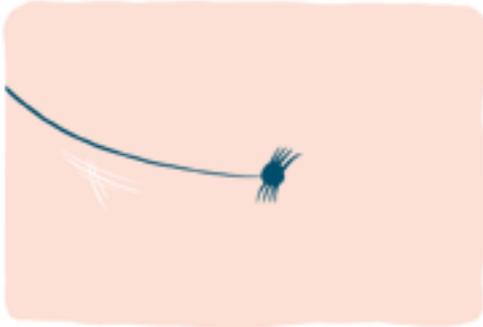
»Noch vor 20 Jahren wäre keiner auf die Idee gekommen, in der Saale schwimmen zu gehen«, erzählt der Abfallbeauftragte Dr. Burkhard Rensch. Damals wurden sämtliche Chemikalien noch einfach weggeschüttet. Heute werden sie gesammelt, zwischengelagert und schließlich von geprüften Firmen entsorgt. In den letzten Jahren sei das Bewusstsein für den Verbrauch und die Entsorgung von Chemikalien gestiegen. Da sind sich Kiese und Rensch einig. »Inzwischen kriegen wir manchmal so stark verdünnte Lösungen, das würde man zu Hause vermutlich als normale Kochsalzlösung in den Ausguss kippen.« Aber Sabine Kiese ist die Übervorsichtigkeit ganz recht. »Besser so als andersherum.«

Text: Ronja Schlemme

Illustration: Susanne Wohlfahrt



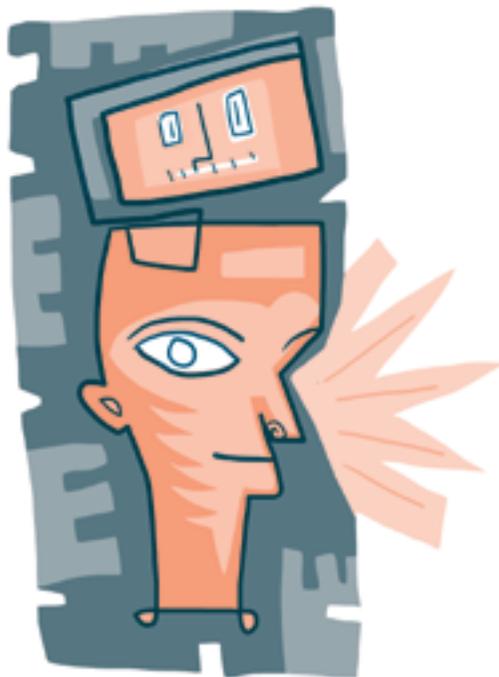
# NETWORK



# Kontrollverlust

Unsere Gesellschaft besteht nicht nur aus Menschen, sondern auch aus Maschinen.

Sozialwissenschaftler beschäftigen sich vor allem mit einem: dem Menschen. Das klingt erst mal logisch, birgt aber auch viele Probleme. Nicht erst seit heute hat die Technik, egal ob hochentwickelt und komplex oder grundlegend und »einfach«, einen großen Einfluss auf unser Leben. Sie strukturiert unseren Tagesablauf, sagt uns, wann es Zeit zum Aufstehen, zum Essen ist. Sie unterhält, informiert uns, gibt uns Arbeit und alles andere auch. Eigentlich ist es deshalb doch nicht abwegig, Gesellschaft als ein Netzwerk zwischen Menschen und Maschinen oder Technologie zu verstehen. Allerdings sollte man sich von der überholten Vorstellung verabschieden, dass der Mensch vollkommene Kontrolle über die Technik hat und diese ausschließlich als ein Werkzeug benutzen kann. Vielmehr ist das Netzwerk Mensch-Technologie ein kompliziertes Zusammenspiel, bei dem nicht klar ist, wer wen kontrolliert. In diesem Netzwerk sind Mensch und Technik gleichberechtigt, das heißt, beide haben ihre eigene



Logik, ihre eigenen Bedürfnisse und ihren eigenen »Willen«. Gerade der letzte Punkt scheint absurd.

## Was die Technologie will

Schaut man sich ein Messer oder einen Stuhl an, kann man nicht davon sprechen, dass diese Gegenstände etwas »wollen«. Sie haben natürlich keine Bedürfnisse, kein eigenes Bewusstsein. Der US-Publizist und Techniken-enthusiast Kevin Kelly versteht unter Technologie aber nicht nur den einen Stuhl oder das eine Messer, sondern die Gesamtheit von allem. In der Gesamtheit weise die Technologie gewisse Entwicklungstendenzen auf, die zum Beispiel wie die Evolution verlaufen können. Ähnlich einer Pflanze, die Licht vielleicht nicht »will«, aber zumindest nach Licht strebt, würde diese Gesamtheit einer bestimmten Richtung folgen. Damit hätte die Technologie die gleiche Logik in ihrer Entwicklung wie das Leben. Kelly geht einen Schritt weiter und behauptet, auch der Mensch sei ein Teil dieser Technologie. Die Entwicklung der Technik ist auch die Entwicklung des Menschen. Anstatt nur Werkzeuge zu schaffen, die ihm nutzen, macht sich die Technik den Menschen zunutze, um neue Gegenstände für »sich« zu erschaffen. Bevor Benjamin Franklin die Elektrizität »entdeckte«, hätte man keine Glühlampen erfinden bzw. bauen können. Erst durch Strom war das möglich. Wichtig ist der Gedanke, dass der Mensch immer Teil dieser Entwicklung ist und durch sie beeinflusst wird. Kelly bestreitet aber, dass der Mensch der alleinige Urheber dieser neuer Entwicklungen ist; erst im Zusammenspiel zwischen Mensch und Technik ergeben sich neue Ideen. Bereits heute gibt es »Maschinen«, die so komplex sind, dass wir sie nicht mehr vollkommen verstehen und kontrollieren können: Man versuche nur, sich die Folgen zu überlegen, würde man das Internet einfach »abschalten« ...

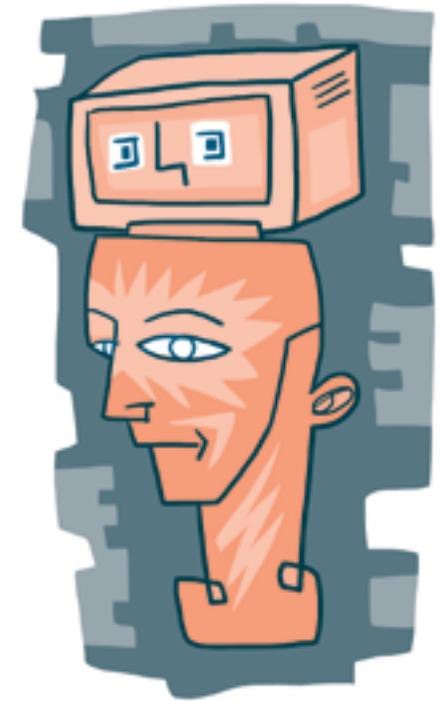
## Wir reden mit Maschinen

Am Beispiel Internet wird deutlich, wie leistungsfähig Maschinen bereits geworden sind. Ob sie ein Eigenleben entwickeln, also wirklich intelligent sein können, beschäftigt nicht nur Filmemacher oder Science-Fiction-Schriftsteller, sondern auch eine ganze Reihe von Wissen-

schaftlern. Jährlich findet beispielsweise der so genannte Turing-Test statt. Während des Tests chatten die menschlichen Teilnehmer mit zwei anderen Teilnehmern. Einer davon ist ein auch ein Mensch, der andere ein Computer. Nach fünf Minuten müssen sich die Teilnehmer entscheiden, welcher der beiden Gesprächspartner ein Mensch und welcher eine Maschine war. Der Test geht auf den britischen Mathematiker Alan Turing zurück, der im Zweiten Weltkrieg dabei half, die Funksprüche der deutschen Wehrmacht zu entschlüsseln. Seine Annahme war, dass man von künstlicher Intelligenz sprechen könnte, wenn die Menschen in 30 Prozent der Fälle falsch lägen. Seiner Meinung nach würde es spätestens im Jahr 2000 dazu gekommen. Eine Software, die den Turing-Test erfolgreich bestanden hat, ist *Cleverbot*. Im September dieses Jahres hielten von ungefähr 1300 Teilnehmern etwa 59 Prozent *Cleverbot* für einen wirklichen menschlichen Chat-Partner. Bei wirklichen Menschen waren es gerade mal 63 Prozent. Anstatt wie ältere Programme auf bestimmte Schlagwörter zu reagieren, geht *Cleverbot* anhand bestimmter Algorithmen eine Datenbank durch, die sich mit jedem virtuellen Gespräch weiter füllt. Die Software verbessert, wie Menschen, stetig ihre Kommunikationsfähigkeiten.

## Wir sind nicht allein

Die herkömmliche Vorstellung von Handeln besagt in etwa, dass wir uns bewusst für etwas entscheiden. Wir wissen genau, mit welchen Mitteln wir es umsetzen können. Die vorherigen Überlegungen legen aber nahe, dass auch die Technik einen entscheidenden Einfluss auf unser Handeln hat. Häufig werden uns durch das Vorhandensein bestimmter Technologien Handlungsmöglichkeiten erst bewusst. Wir könnten die Oma in Dänemark nicht anrufen, wenn es keine Mobiltelefone gäbe. Wir würden wahrscheinlich noch nicht einmal daran denken. Technik hat also nicht nur Einfluss darauf, für welche Handlung wir uns entscheiden. Sie bestimmt vielmehr, welche Möglichkeiten uns gegeben sind, und hat somit einen Anteil an unserer Handlung. Der Soziologe Bruno Latour geht in seiner Interpretation der Akteur-Netzwerk-Theorie noch einen Schritt weiter und behauptet, dass Handlungen generell keinen Ursprung haben und nur im Zusammenspiel der Akteure, also den Verbindungen zwischen Menschen und Nicht-Menschen, entstehen. Er führt das Beispiel an, dass weder ein Mensch alleine noch eine Pistole einen anderen Menschen erschießen könne. Erst in



der Verbindung Mensch-Pistole sei diese Handlung möglich. Wir entscheiden und handeln demnach nicht allein.

## Ist Abschalten Mord?

Eine beliebte Kritik gegen diese Überlegungen ist die Moral. Übertragen wir die Latours Theorie auf eine moralische Ebene, stellt sich die Frage nach dem Wert von Maschinen. Wenn sie uns gleichgestellt sind, wäre es Mord, einen Computer abzuschalten. An dieser Stelle argumentiert Kelly, dass man nicht von einem menschenähnlichen Bewusstsein ausgehen sollte, egal wie hochentwickelt die Maschinen sind. Obwohl wir sie schon heute mit unseren Mitmenschen verwechseln können, sind sie grundsätzlich anders verfasst als wir. Kein Logarithmus, keine Funktion – egal wie komplex – wird menschliches Denken ersetzen bzw. ihm gleich sein. Zu behaupten, man könne aus Maschinen ein komplett menschliches Bewusstsein erschaffen, stellt einen Kategorienfehler da. Von im Grunde einfachen Rechenzuständen kann man nicht auf mentale Zustände in unserem Bewusstsein schließen. Das heißt aber nicht zwingend, dass unsere Art zu denken den Maschinen übergeordnet ist oder dass wir einen privilegierten Zugang haben. Es heißt lediglich, dass Maschinen anders »denken« als wir.

Text: Tom Leonhardt  
Illustration: Susanne Wohlfahrt

# Auf die Menschen kommt es an

Sozialwissenschaftler untersuchen die Netze, die wir selbst weben.

Unsere sozialen Netzwerke bestehen aus realen Menschen, mit denen wir täglich leben, arbeiten, die wir sehen und anfassen, lieben oder hassen können. Dr. Sören Petermann, ehemaliger Mitarbeiter des Instituts für Soziologie an der MLU, hat sich auf den Gegenstand der sozialwissenschaftlichen Netzwerkforschung spezialisiert.

»Im weitesten Sinne kann man unter einem Netzwerk alle Relationen innerhalb einer Gruppe von sozialen Akteuren verstehen«, erklärt Petermann. Demnach gehören also auch unsere Dozenten und Professoren zu unserem sozialen Netzwerk.

»Im engeren Sinne besteht ein Netzwerk aus individuellen Personen und deren Beziehungen zueinander«, führt er fort. Das heißt: Von wem erhalte ich Hilfe? Wer gibt mir emotionale Unterstützung in Form von Trost und Rat? Wenn man von dieser Definition ausgeht, verkleinert sich der zugehörige Personenkreis erheblich. Dem aktuellen Forschungsstand zufolge besitzt jeder Mensch ein sogenanntes »Kernnetzwerk«, bestehend aus ein bis drei Personen, die dem Ego-Akteur, also dem Ich, in Krisenzeiten beistehen, denen er sich anvertraut, die ihm Kraft geben. Diese Personen können nahestehende Familienmitglieder sein: die Eltern, Geschwister, ebenso der Partner oder ein guter Freund. Petermann erklärt weiterhin, dass für den engeren Austausch vor allem Familienbeziehungen im Vordergrund stehen, »wenn auch jüngere Studien beweisen, dass Freundschaften den Verwandtschaften nicht mehr so weit nachstehen«, räumt er ein, »emotionale Unterstützung leisten beide Personengruppen gleichermaßen.«

Und wen hast du zu deinem Geburtstag eingeladen?

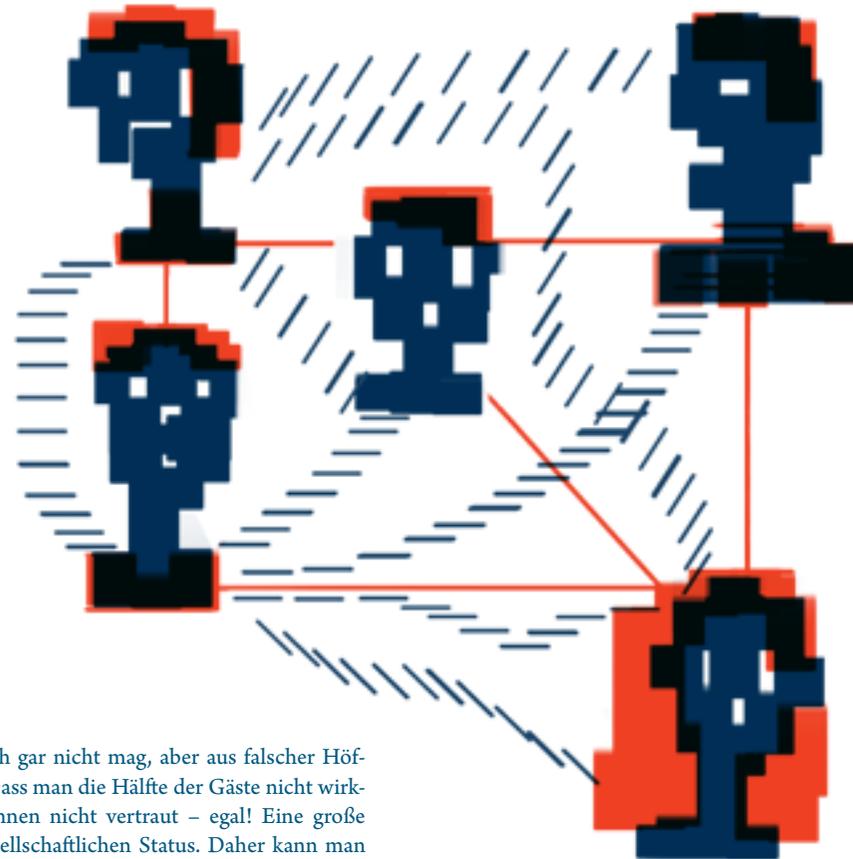
Neben diesen ein bis drei Kernakteuren zählt ein durchschnittliches soziales Netzwerk bis zu zwölf weitere Personen. So beschreibt Petermann, dass diese vor allem der Geselligkeitsunterstützung dienen. »Damit sind Formen der Freizeitgestaltung, wie gemeinsame Hobbys, zusammen Ausgehen oder ein gemütlicher Koch- und Filmabend zu Hause, gemeint«, führt er fort.

Doch wenn es darum geht, seinen Geburtstag zu feiern, gilt die Devise: Je mehr, desto besser. Da werden Leute eingeladen, die man seit Monaten nicht mehr gesehen hat,

die man eigentlich gar nicht mag, aber aus falscher Höflichkeit einlädt. Dass man die Hälfte der Gäste nicht wirklich kennt und ihnen nicht vertraut – egal! Eine große Party beweist gesellschaftlichen Status. Daher kann man davon ausgehen, dass der Großteil der Geburtstagsgäste zu dem Teil des eigenen Netzwerkes gehört, der nur der Geselligkeitsunterstützung dient.

Wer will schon an seinem Geburtstag alleine sein?

Von 2001 bis 2002 untersuchte Petermann »Die soziale Vernetzung städtischer und ländlicher Bevölkerung am Beispiel der Stadt Halle«. Dabei kam er zu dem überraschenden Ergebnis, dass entgegen den üblichen Vorstellungen Großstadtbewohner nicht weniger soziale Kontakte als die Landbevölkerung haben. Landbewohner weisen allerdings dichtere soziale Netzwerke auf. Soll heißen: Die einzelnen Personen kennen sich untereinander besser. Ein weiterer markanter Unterschied in der Netzwerkstruktur von Stadt und Land ist die Zusammensetzung. »Während Stadtbewohner häufiger Freunde zu ihren engeren Kontakten zählen, sind es auf dem Land Familienangehörige«, stellt Petermann fest.



Im hohen Alter zählt die Familie

Netzwerke sind keine statischen Konstrukte. Sie verändern sich im Laufe eines Lebens. Das Alter der Ich-Person hat einen entscheidenden Einfluss auf die Gestalt des eigenen Netzes. »Dabei kann aber nicht von einem linearen Effekt ausgegangen werden«, fügt Petermann hinzu. Eher das Gegenteil ist der Fall. Personen im mittleren Alter, die arbeiten und eine eigene Familie gegründet haben, haben auch die größten Netzwerke. Dies lässt sich logisch nachvollziehen, da man neben der eigenen Familie auch auf Arbeit und über die Kinder in Kindergarten und Schule sehr viele Menschen kennenlernt. Mit zunehmendem Alter verringert sich die Anzahl wieder. Personen in sehr hohem Alter sind stark auf familiäre Hilfeleistungen angewiesen und wollen häufig auch keine außenstehenden Personen belasten. Ihr Netzwerk ist auf die engsten Familienangehörigen beschränkt. »Bei jungen Erwachsenen, die

auf eigenen Beinen stehen können, spielt vor allen Dingen der Geselligkeitsaspekt eine entscheidende Rolle«, erklärt Petermann. Der Bedarf an Hilfe ist hier nicht so groß und die gemeinsame Freizeitgestaltung steht im Vordergrund. Studenten können unglaublich viele Menschen kennen. Das muss aber nicht heißen, dass sie von all diesen Hilfe erwarten dürfen. Häufig merken wir erst in Krisen, wer unsere echten Freunde sind.

Ein buntes Netz formt einen offenen Charakter

Dies alles betrifft typische europäische Netzwerke. Aber wie sehen Netzwerke in anderen Kulturkreisen aus? Inwiefern unterscheiden sich die Netzwerke von Immigranten, und was bewirken sie, wenn sie zu Teilen unseres Netzes werden?

Petermann arbeitet heute am Max-Planck-Institut zur Erforschung multireligiöser und multiethnischer Gesellschaften. Zurzeit untersucht er, welche Auswirkungen ethnische Diversität, also Vielfältigkeit, der Kontakte auf persönliche Einstellungen hat. Er erklärt: »Erste Untersuchungen haben ergeben, dass es keine Rolle spielt, ob jemand aus einer Nachbarschaft mit wenigen oder vielen Migranten kommt. Entscheidend für die Toleranz Einstellung ist die Intensität der Intergruppenkontakte.« Soll heißen: Es kommt nicht darauf an, wie viele Ausländer neben einem Ich leben, sondern darauf, wie stark dessen Kontakt zu ihnen ist. Ein Mensch kann in Berlin-Kreuzberg leben und trotzdem ausländerfeindliche Gedanken hegen, wenn er nie mit ihnen redet. Schon ein einziger enger Freund aus einem anderen Kulturkreis kann die Toleranzbereitschaft wesentlich erhöhen. Es hängt also nicht davon ab, wie viele Migranten man kennt, sondern wie gut.

Die wissenschaftliche Sicht auf einen sozialen Aspekt ist oft sehr nüchtern und sachlich, doch zeichnet sie ein recht genaues Bild unserer Realität. Es liegt in unserer Hand, wie eng wir die Fäden zu einzelnen »Netzpersonen« spannen, wann wir sie lösen und Menschen gehen lassen, wem wir uns anvertrauen oder von wem wir Hilfe erwarten können.

Text: Katharina Deperade  
Illustration: Susanne Wohlfahrt

# Netzwerke unter Tieren

Ameisen und Wale, unterschiedlicher können zwei Tierarten kaum sein. Und doch haben sie eine wichtige Gemeinsamkeit: ihr Leben in sozialer Gemeinschaft.

In einer Ameisenkolonie leben mehr als eine halbe Million Ameisen. Alle haben Anteil an der Entscheidungsfindung, und zusammengenommen bildet sich eine kollektive »Intelligenz«, so dass Ameisen trotz ihrer geringen Größe schwer zu besiegen sind.

Diese Insekten kommunizieren hauptsächlich über chemische Signale, die über Drüsen ausgestoßen und über die Antennen dann wiederum »gelesen« werden. Die kleinen Tiere gibt es überall auf der Welt, und immer sind sie an ihre Umgebung perfekt angepasst. Blattschneiderameisen leben vom »Ackerbau« und züchten Pilze, in Australien sammeln Honigtopfameisen den Nektar von Blumen und speichern ihn in ihren Körpern, um die Trockenzeit zu überleben. In der Wüste orientieren sich die Ameisen an den Schwingungsrichtungen des polarisierten Himmelslichts, um in ihr Nest zurückzufinden. Waldameisen nehmen gemeinsame Sonnenbäder, anschließend krabbeln sie in den Bau zurück und schaffen mit den erhitzten Körpern die richtige Temperatur für die Larven.

## Aufgabenverteilung in einer Kolonie

Alle Ameisenarten sind gekennzeichnet durch ihre soziale Gemeinschaft. Ihre Stärken sind die Zusammenarbeit und genaue Aufgabenteilung. In einer Kolonie gibt es verschiedene Arbeitstrupps. So übernehmen bei den Waldameisen einige Arbeiterinnen die Beutejagd. Alles, was sie fangen, wird zum Nest zurückgebracht und von anderen Arbeiterinnen zerlegt und verschluckt. Diese Ameisen speichern die aufgenommene Nahrung im Vormagen und geben sie je nach Bedarf über einen »Kuss« an ihre Kolleginnen weiter. Man kann also von einem »sozialen Magen« sprechen.

Andere Ameisen, sogenannte Brutpflegerinnen, versorgen die Eier und Larven. Nur einmal im Jahr schlüpfen aus den Eiern geflügelte und geschlechtsreife Ameisen. Diese Männchen und fruchtbaren Weibchen kommen mit Flügeln zur Welt und sorgen für die überregionale Verbreitung der Art. Nach dem Hochzeitsflug mit der Jungkönigin sterben die Männchen meist. Wenn die Königin überlebt, liegt es an ihr, einen neuen Staat zu bevölkern.

## Der richtige Geruch ist entscheidend

Ameisen erkennen einander über den Duft. Einige Tiere machen sich diese Eigenart der Ameisen zunutze. So haben bestimmte Arten der Springspinne die Fähigkeit entwickelt, ihren Geruch an den der Weberameisen anzupassen. Sie können deswegen ungestört die Larven der Ameisen oder auch die Ameisen selbst verspeisen, ohne mit einem Gegenangriff rechnen zu müssen. Denn die Insekten würden der eigenen Kolonie nie schaden und »denken« bis zum Schluss, dass ihre große Schwester ihnen nichts tun wird.

## Schutzgeld

Es wurde schon oft beobachtet, dass Ameisen mit Schmetterlingsraupen zusammenleben. Die Ameisen schützen die Raupen vor anderen Tieren, wie Spinnen, und melken dafür deren zuckerhaltiges Sekret. Aber nicht nur das hält die Ameisen bei den Schmetterlingsraupen: Wissenschaftler haben herausgefunden, dass die Raupen Töne erzeugen, die für die Ameisen wie ein Singen klingen und sie an die Raupen binden.

Ameisen sind entgegen vieler Vermutungen nicht hierarchisch organisiert. Der Titel »Ameisenkönigin« ist irreführend, denn die anderen Ameisen sind nicht ihre Untertanen. Sie ist lediglich das einzige Mitglied einer Kolonie, das Eier legen kann. Übrigens kann eine Kolonie auch mehrere Königinnen haben.

## Warum Wale zur Schule gehen

Der Schwertwal, eher bekannt als Orca oder Killerwal, ist in vielen Ozeanen anzutreffen. Der bis zu sechs Tonnen schwere und zehn Meter lange Wal lebt in kleinen Familienverbänden, sogenannten Matrilinearitäten oder Walschulen. Das Wissen in jedem Verband wird von der Mutter an die Kinder weitergeben. Die Jungtiere müssen sowohl die Sprache des Verbands als auch die Jagdtechnik erlernen. In den verschiedenen Gebieten jagen die großen Räuber unterschiedlich und haben sich meist auf ein Beutetier spezialisiert. Viel Training und verschiedene Unterrichtseinheiten braucht es, bis ein Wal die Technik seines Verbands perfekt beherrscht.



einheiten braucht es, bis ein Wal die Technik seines Verbands perfekt beherrscht.

## Kommunikation

Die Sprache der Wale setzt sich aus mehr als 20 verschiedenen Lauten zusammen. Jeder Verband hat charakteristische Rufe, mit denen sich die Tiere über Entfernungen von 15 Kilometern erkennen und verständigen können. Nahe beieinander lebende Verbände haben häufig eine ähnliche Sprache mit leicht abweichenden Dialekten. Wale mit stark unterschiedlichem Rufrepertoire gehen sich meist aus dem Weg. Die Familien unterscheiden sich nicht nur durch die Klänge, sondern auch durch den Sprachgebrauch. So sind einige Schwertwalarten sehr viel gesprächiger als andere.

Die Kommunikation ist für die Meeressäuger wichtig für die Zusammenarbeit bei der Jagd. Einige Orcas in Norwegen haben sich beispielsweise auf die Heringsjagd spezialisiert. Gemeinsam kreisen sie einen Schwarm ein und drehen sich dabei immer so um die eigene Achse, dass sie die Heringe mit der weißen Unterseite ihres Bauches irritieren. Sie treiben den Schwarm an die Oberfläche und betäuben die Fische dann mit gewaltigen Schlägen ihrer Schwanzflossen.

## Spezielle Jagdtechniken

In der Antarktis lebende Wale trainieren ihre Schwanzflossen, indem sie Robben durch die Luft schleudern. Das grausam anmutende Schauspiel dient den jungen Walen als Unterrichtseinheit. Die hier lebenden Wale nutzen eine

sehr gefährliche Technik, um Robben zu erbeuten. Sie lassen sich von der Flut in die Brandung treiben und schnappen ihre Beute an Land. Diese Technik lernen die Wale erst nach einigen Jahren, denn wenn sie dabei stranden, ist das ihr Todesurteil.

Einige Male konnte von Forschern eine ganz besondere Jagdtechnik beobachtet werden. Dabei treiben die Schwertwale eine Robbe, die auf einer Eisscholle Schutz sucht, weiter in den Ozean hinaus. Sie ordnen sich in einer Reihe an und tauchen auf Kommando unter, so dass eine Welle entsteht, die das Beutetier von der Eisscholle ins Wasser schubst. Erst einmal im tiefen Wasser, hat die Robbe keine Chance gegen die großen Jäger.

Die Wale passen ihre Technik im Laufe der Zeit den Umständen an. Im Mittelmeer lebende Schwertwale haben sich angewöhnt, Fischerbooten zu folgen und sich von ihnen zu den Fischschwärmen führen zu lassen. Werfen die Fischer ihre Angeln aus, um den begehrten Blauthunfisch zu fangen, warten die Wale schon, und sobald ein Fisch am Haken ist, verspeisen sie ihn in aller Ruhe. Wenn der Angler seinen Fang dann aus dem Wasser holt, ist meist nicht mehr viel davon übrig.

Beide Tierarten, die großen Wale und die winzigen Ameisen, beziehen ihre Stärke aus den Netzwerken, die sie zusammenhalten. Sie können miteinander kommunizieren, Wissen sammeln und an die nachfolgende Generation weitergeben, um sich immer weiterzuentwickeln.

Text: Ronja Schlemme  
Illustration: Susanne Wohlfahrt

# Ohne dich ist alles doof?

Soziale Netzwerke sind mittlerweile ein fester Bestandteil des Alltags. hastuzeit-Autorin Julia hat eine Woche darauf verzichtet.



sen. »Wo ist Julia? Das ist doch eigentlich ihre Uhrzeit!« Nachts um 0.21 Uhr rechnet man mit mir. Und ich bin nicht da.

**Samstag:** Ich möchte feiern gehen. Normalerweise benachrichtigt mich Facebook, nein, irgendjemand lädt sogar ein, diese oder jene Party in der Stadt zu besuchen. Ich weiß dann schon vorher, welche Musik läuft, und kann mir direkt Musikbeispiele aus dem Veranstaltungskalender heraus anhören und sehe, wer aus meinem Freundes- und Bekanntenkreis da sein wird.

**Sonntag:** Ich habe gefeiert. Und unzählige andere Leute, die ich kenne, auch. Nach einem solchen Wochenende kann man üblicherweise nachlesen, wer wo mit wem weitergefeiert hat. Es gibt Partyberichte der Abgestürzten, Fotos, die Erinnerungen wieder aufleben lassen, und Freundschaftseinladungen von den Leuten, denen man an der Bar seinen Facebook-Namen ins Ohr gebrüllt hat. Für mich gibt es einen entspannten Sonntag offline.

**Montag:** Wieder online! Einige Freunde wussten von meinem Selbstversuch, und so ist das Erste, was ich lese, der Aufruf an mich, mich wieder zu »socialisen«.

Daneben warten 17 Freundschaftseinladungen, sieben Nachrichten und 16 Benachrichtigungen, außerdem über 30 Meldungen darüber, was Familie, Freunde und Gruppen in einer Woche Facebook-Freiheit beigetragen haben. Bei Last.fm höre ich mich quer durch meine Musiksammlung und lade nebenbei alle Dateien runter, die Stud.IP in der letzten Woche für mich angesammelt hat.

Text: Julia Kloschkewitz  
Illustration: Susanne Wohlfahrt

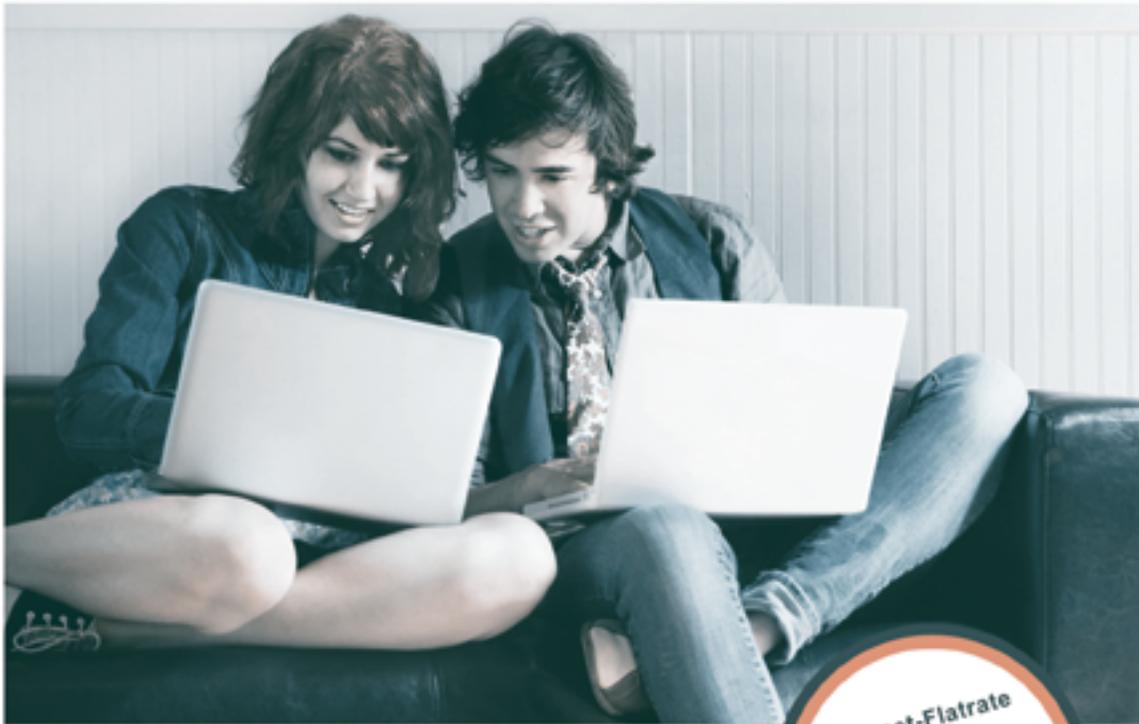
**Montag:** Ich habe mein Wochenende noch mal vollends ausgenutzt. Habe einen sinnlosen Facebook-Status gepostet. Ein paar »Likes« kassiert. Habe Nachrichten beantwortet. Bin ein paar interessanten Links gefolgt. Und schon an meinem ersten Abend fehlt etwas. Nicht nur das übliche Nachschauen, was meine Communities so zu bieten haben. Auch Organisatorisches wird nun schwieriger – Urlaubsplanung, Treffen, Arbeitsteilung. Anstelle einer Gruppennachricht, mit der ich gerne über zehn Leute auf einmal erreichen kann, muss ich unzählige E-Mails und SMS-Nachrichten verschicken.

**Dienstag:** Früh am Morgen gehe ich ausgeschlafener als sonst zur Vorlesung, denn ich habe nicht die halbe Nacht mit meinen quer im Land und über die Welt verteilten Freunden geschattet. Allerdings stehe ich alleine da, außer mir scheint heute niemand etwas lernen zu wollen. Als ich mich später ins Institut begeben, erfahre ich, dass doch am Vortag im Stud.IP ausgeschrieben wurde, dass die Vorlesung entfällt. So bleibt mir aber mehr Zeit, die ganzen Dokumente zusammenzustellen und zu kopieren, die die Dozenten sonst praktisch gebündelt zum Download bereit stellen.

**Mittwoch:** Ich glaube, heute hat eine Freundin Geburtstag. Sicher bin ich mir aber nicht, und bei Facebook kann ich nicht nachschauen. Ich schreibe ihr einfach eine SMS und hoffe, mich nicht im Datum geirrt zu haben. Und ich habe Glück – sie hat wirklich Geburtstag. Als ich ein paar Tage später wieder online sein darf, wartet sogar eine Nachricht von ihr im Postfach. Sie hat mich für den Abend zu ihrer Feier eingeladen, was ich leider nicht wusste.

**Donnerstag:** Ich habe Lust auf neue Musik. Schon längst muss ich nicht mehr selbst darüber nachdenken, was mir ins Ohr kommt. Mein Last.fm-Scrobbler kennt mich gut, spielt mir immer meine Lieblingsmusik und empfiehlt mir neue tolle Lieder. Nur nicht diese Woche. Dafür komme ich meinem eingestaubten CD-Regal wieder näher und entdecke die besten Sampler aus den 90er Jahren. So was hätte mir Last.fm nie vorgeschlagen.

**Freitag:** Ich werde vermisst! Auf der WG-Party einer Freundin werde ich am Abend gefragt, was bei mir los ist. Auf meiner Pinnwand befindet sich ein Eintrag, der nach meinem Aufenthalt fragt. Tage später kann ich ihn auch le-



## Ein Abschluss, der sich lohnt.

Jetzt neu: Internet 16 zum günstigen Studententarif.

Internet-Flatrate  
für nur  
**12,99 €\***  
mtl.

Sichere Dir jetzt unsere Flatrate Internet 16 zum Sparpreis. Als Student erhältst Du bei uns den Tarif Internet 16 in den ersten 12 Monaten für nur 12,99 €. Einfach Immatrikulationsbescheinigung vorlegen, Internet zum Spitzenpreis genießen und sparen.

Internet 16*	12,99 €/Monat
+ Flatrate mit bis zu 16 Mbit/s	
+ Schneller Upload mit bis zu 1 Mbit/s	
+ Kostenloses Modem, Versand nur 9,90€	
+ günstiger Studententarif	

Besuch uns im **Tele Columbus Shop**  
Große Ulrichstraße 24, 06108 Halle  
Mo–Fr 9.30–18.30 Uhr

Oder unseren **Tele Columbus Vertriebspartner**  
**Steintor Elektronik**, Am Steintor 18, 06112 Halle  
Mo–Fr 9.00–18.00 Uhr, Sa 9.00–12.00 Uhr

Weitere Tele Columbus Shops oder Vertriebspartner  
findest du unter [www.telecolumbus.de/shop](http://www.telecolumbus.de/shop)

\* Voraussetzung für den Bezug ist die technische Verfügbarkeit. Die Mindestvertragslaufzeit beträgt 12 Monate und verlängert sich jeweils um 12 Monate, wenn Du nicht 6 Wochen vor Ende der Vertragslaufzeit kündigst. Während der ersten 12 Monate beträgt der monatliche Preis 12,99 €, ab dem 13. Monat 14,99 €. Einmaliger Einrichtungspreis 19,90 €. Versandkostenpauschale 9,90 €. Angebot gilt bis 15.04.2012 und nur bei Vorlage einer aktuellen Immatrikulationsbescheinigung.

# Visitenkartenspiel

Die **Senator-Lounge** eines deutschen Flughafens. Wer hier sitzt, ist – mit Verlaub – Mensch von Welt. Schließlich legt nicht jeder langfristig über 150 000 Meilen im Jahr als Fluggast zurück. Wer das schafft, darf sich entsprechend wichtig fühlen. Und hat Zugang zu den Senator-Lounges. Hier gibt es bequeme Sessel, Fernsehen, WLAN, Zeitungen, Kaffeespezialitäten, andere alkoholische und nichtalkoholische Getränke, Müsli, Joghurt, Backwaren, Nüsse etc. Alles gratis, versteht sich. VIP-Bonus gewissermaßen.

Klemens Timotheus von Lackmeier, Juniorchef eines international agierenden Unternehmens, sitzt in einem der Sessel, auf dem Glastisch daneben findet sich ein Querschnitt des Büffets. Er will sich hier mit einem chinesischen Geschäftspartner, Herrn Xiu, treffen, mit dem bislang nur sein Vater, der Seniorchef, zu tun hatte; die Location untermalt die Fülle des Terminplanes, ergo die persönliche Wichtigkeit. Er poliert seine Visitenkartenetuis aus gebürstetem Edelstahl auf Hochglanz. Er hat mehrere, weil er – ganz Mensch von Welt – Visitenkarten in verschiedenen Sprachen besitzt, um immer die »richtige« zücken zu können: Auf der einen Seite sind sie standardmäßig in Englisch bedruckt, auf der anderen Seite in Chinesisch, Indisch, Spanisch, Französisch, Italienisch, Indonesisch, Japanisch. Er streicht sich über das gegelte Haar: Er ist auf alles vorbereitet.

Herr Xiu betritt die Lounge, gemeinsam mit einem indisch aussehenden Herrn. Von Lackmeier springt auf. Der Chinese stellt den Inder als Herrn Singh, einen weiteren Geschäftspartner seines Unternehmens, vor. Man begrüßt sich in schlechtem, aber lautem Englisch, und bekundet die gegenseitige Freude, sich endlich einmal kennenzulernen. Hoffentlich hat auch jeder in der Umgebung mitbekommen, wie familiär es hier trotz aller Seriosität und Wichtigkeit zugeht. Die Neuankömmlinge wildern nun auch erst einmal am Büffet, von Lackmeier wittert unterdessen seine Chance, heute sogar mehrere Visitenkarten loszuwerden.

Als sie sich wieder setzen, gewinnt die Konversation an Fahrt. Galant beginnt man mit privaten Themen und erkundigt sich zunächst nach dem Befinden der Familienmitglieder, bevor es von Lackmeier gelingt, endlich einen Bogen zum Beruflichen zu schlagen. Herr Xiu Frage, wann er denn das Unternehmen von seinem Vater übernehme, ist für ihn das Signal, endlich seine erste Visitenkarte – Chinesisch-Englisch – überreichen zu können. Man befindet sich in einem fließenden Wechsel, erklärt er mit einem Lächeln. Es könne also nicht verkehrt sein, wenn Herr Xiu auch schon mal seine Kontaktdaten wisse. Er kramt das Etui Urdu-Englisch hervor, um auch Herrn Singh mit einem gewinnenden Strahlen gleich eine Karte



geben zu können. Der Inder hat seinerseits inzwischen ein Lederetui gezückt, die Karten werden ausgetauscht. Von Lackmeier überfliegt die englische Seite und wendet die Karte: die Rückseite ist leer. Er blickt Herrn Singh an, der seine Karte ebenfalls umgedreht hat und nun auf die englische Seite blickt: »I speak Punjabi, no Urdu«, erklärt er.

Die Tür zur Lounge geht auf, man hört Stimmen, die in schlechtem, aber lautem Englisch über das deutsche Wetter reden. Herr Singh dreht sich um: »Salvatore, what you doing here? Sit down with us!« Die beiden Männer setzen sich und stellen sich als die Herren Centano und Lopez vor. Hastig kramt von Lackmeier nach den Etuis Spanisch-Englisch und Italienisch-Englisch, um gleich beim Vorstellen seinerseits weitere Visitenkarten überreichen zu können. Er erhält zwei zurück.

Seine Bilanz nach einer halben Stunde: vier Visitenkarten gleich vier neue Kontakte gleich vier neue Knoten in seinem beruflichen Netzwerk. Er kann wahrlich stolz auf sich sein.

Text: *Caroline Bünning*  
Illustration: *Susanne Wohlfahrt*



# Inspirierendes Bratislava

In seinem Auslandssemester in der Slowakei entdeckte Karl die Leidenschaft zur Fotografie. Heute ist er der »beste Fotograf Deutschlands«.

»Ich weiß zwar nicht, ob ich fotografieren kann, aber ich weiß, dass ich einfach nicht aufhören kann.« Das ist nicht unbedingt die Aussage, die man sich von »Deutschlands bestem Fotografen« erwarten würde. Karl Wagner, Student im Masterstudiengang Internationales Finanzmanagement an der MLU, versichert, er habe auch gar nicht damit gerechnet, bei dem Fotowettbewerb der *Computerbild* zu gewinnen.

Als er vor einem Jahr damit begonnen hatte, regelmäßig Aufnahmen zu machen, hätte er sich nicht träumen lassen, dass das Fotografieren für ihn mal mehr als ein Hobby sein könnte. »Als ich aufgrund meines binationalen Studienganges die Chance hatte, im Oktober 2010 nach Bratislava zu gehen, haben mich die dort vorherrschenden urbanen Kontraste zwischen der alten und jungen sowie der reichen und verarmten Bevölkerung sehr interessiert.« Jeden Tag, so der 25-jährige Student, sei er losgegangen und habe nach neuen Motiven gesucht.

Der Kontrast von Jugend und Vergänglichkeit lässt sich auch in seinem Preisbild »Der alte Mann und Modigliani« wiederentdecken. »Es war an einem Frühlingsabend in Bratislava. Direkt neben meinem Wohnheim befand sich eine kleine Vintothek. Dort entdeckte ich einen älteren Herrn, der in aller Ruhe seine Antipasti und sein Glas Wein genoss, und über ihm hingen die Aktbilder von Amedeo Modigliani. Neben ihm stand seine Gehhilfe«, erinnert sich Karl noch ganz genau. Er habe ihn gleich mit seinen paar Brocken Slowakisch angesprochen, denn er habe ihn einfach fotografieren müssen, so der Student. Wieder war für ihn der Kontrast entscheidend: zwischen dem alten Mann und den Gemälden. Er selbst bezeichnet sich als semiprofessionellen Fotografen und weiß aus Erfahrung, wie schwierig es ist, Aufnahmen im Vorfeld zu planen. Ein gutes Foto zu schießen, hieße eben auch spontan sein zu können. »Das Arbeiten als Fotograf, egal ob als Hobby oder im Beruf, ist mehr als ein Fulltime-Job, denn man ist ständig Beobachter und muss ein Gespür für seine Umwelt haben, um im richtigen Moment aussagekräftige Motive einzufangen.«

Bei dem Fotowettbewerb wollte er vor allem wissen, ob er sich mit erfahrenen Fotografen messen kann. Über 40 000 Bilder wurden in sechs verschiedenen Kategorien hochgeladen. »Der alte Mann und Modigliani« war sein



einziges Bild, mit dem er sich in der Preiskategorie »Menschen« beworben hatte. Mit seinem Foto hatte er am Ende nicht nur in seiner Gruppe gewonnen, sondern ging auch als Gesamtsieger aus dem Wettbewerb hervor. Bei der Preisverleihung in Frankfurt wurde jedem der sechs Kategoriegewinner eine Fotoreise nach Finnland geschenkt. Karl bekam zusätzlich die Statue mit dem Titel »Deutschlands bester Fotograf« überreicht. Dennoch, so versichert er, sei es ihm nicht nur um den Preis gegangen. Für ihn stelle der Gewinn vielmehr eine Motivation dar, noch mehr Zeit in das Fotografieren zu investieren. Bescheiden fügt er hinzu: »Ich weiß, dass es sich bei der Siegerauswahl immer um eine subjektive Entscheidung handelt, und würde mir nie anmaßen, mich als besten Fotografen Deutschlands zu betiteln. Schließlich sehe ich jeden Tag Fotos, die ich besser finde als meine.« Trotzdem werde er sich bemühen, diesen Titel so gut wie möglich gerecht zu werden. Immer auf der Jagd nach neuen Motiven will er nächstes Jahr für sechs Monate nach Südkorea fahren, in der Hoffnung, ähnlich wie in Bratislava, auch dort seine Inspiration zu finden.

Text: Anastasia Pyschny  
Fotos: Karl Wagner

- Mehr Fotos von Karl findet Ihr hier:  
<http://www.facebook.com/karl.wagner.photography>

# Kulturbegabtes Halle

Michael Brenner ist seit August Intendant des Neuen Theaters und wünscht sich von den Hallensern mehr kulturelles Bewusstsein.

**Sie sind seit August in Halle, wie gefällt es Ihnen hier?**

Ich bin im Grunde genommen schon seit Januar dieses Jahres hier, zur Vorbereitung. Ich habe in der alten Spielzeit schon zwei Inszenierungen gemacht: »Zscherben – Ein Dorf nimmt ab!« und die »Oper Dracula«. Insofern habe ich mich schon ganz gut eingelebt. Dennoch kenne ich Halle noch nicht sehr gut. Auch wenn die Stadt nicht sehr groß ist, dauert es eine Weile, sie zu erschließen, darauf freue ich mich. Die Stadt ist für mich eine sehr große Entdeckung.

**Was hat Sie dazu bewegt, am Neuen Theater zu arbeiten?**

Das war nicht vorhersehbar. Ich hatte die Information, dass in Halle diese Position frei wird, und mich zwar darauf beworben, aber ohne mir besondere Gedanken darüber zu machen. Ich habe dann die Gelegenheit genutzt, um das Ensemble kennenzulernen und mich vorzustellen. Das waren sehr spannende Stunden, und daraufhin konnte ich mir vorstellen hier zu arbeiten. Aber auch das Gebäude, dieser eigentlich tolle Theaterbau hat mich überzeugt. Das ist ein Alleinstellungsmerkmal.

**Was haben Sie sich für Ihren neuen Job vorgenommen?**

Neue Akzente zu setzen natürlich – das ist ein Naturvorgang. Es gibt ein Problem in Halle. Es ist eine kulturell unglaublich reiche Stadt. Leute, die von außen kommen, merken das sofort, nur die Hallenser nicht, sie meckern und nörgeln über ihre Stadt. Was hier nötig schien, war eine neue Brücke, einen neuen Kontakt zwischen Theater und Publikum zu schaffen. Also ein direkteres kommunikatives Aufeinanderzugehen einerseits – und andererseits innerhalb des Ensembles eine neue Transparenz und Offenheit in Gang zu setzen und zu pflegen. Wir haben zum Beispiel das Stück »Zscherben – Ein Dorf nimmt ab!« inszeniert, das mit dieser Region zu tun hat. In der Theaterfachwelt wurde das zum Teil befremdlich aufgenommen und als Volksstück abgetan. Wir versuchen Neues zu machen und haben zum Beispiel »Die Weber« von Hauptmann mit Jo Fabians Tanztheater gekreuzt. Wir hätten nicht gedacht, dass diese Kombination so gut ankommt und das Stück so gut besucht wird.



Neben Theatern hat Halle einiges an Kultur zu bieten, findet Matthias Brenner.

**Wie kulturell ist Halle?**

In Halle gibt es so viele Leute aus den unterschiedlichsten Kunst- und Kulturrichtungen. Das ist den Menschen hier leider kaum bewusst, und dieses Image wird auch nicht unbedingt nach außen transportiert. Ob eine Stadt kulturbegabt ist oder nicht, merke ich immer an den Taxifahrern. Als ich neulich in Magdeburg in ein Taxi stieg und zum Schauspielhaus wollte, stammelte der Fahrer und wusste gar nicht genau, wohin ich will. In Halle weiß jeder Taxifahrer genau, wo das Neue Theater ist, alle antworten das gleiche: »Wollen Sie unten in die Ulrichstraße oder an den Uniplatz?« Ich kenne auch viele Künstler, die sich in Halle bewusst angesiedelt haben. Sie sind der Meinung, dass hier der Windschatten noch groß genug ist, um Fehler machen zu können. Die Hallenser sind aber auch sehr bodenständig. Das muss man mögen lernen. Ich gehe sehr viel spazieren, um die Stadt kennenzulernen und in die Gesichter gucken zu können. Es ist angenehm zu erleben, dass die Menschen so unüberheblich sind. Aber auf der anderen Seite wünsche ich mir ein bisschen mehr Stolz der Bürger auf ihre Stadt.

Interview: Yvette Hennig

Foto: Harald Henkel (creative commons BY-SA-NC)

# Nicht vergessen!

Alles, was im nächsten Monat wichtig ist und was sich sonst noch an unserer Pinnwand angesammelt hat.

## Rückmeldefrist!

Der Semesterbeitrag (62,60 Euro) für die Rückmeldung zum Sommersemester 2012 ist fällig. Bis zum 31. Januar 2012 habt Ihr noch Zeit, den Betrag entweder selbst oder via Lastschriftverfahren zu überweisen. Letzteres könnt Ihr einfach auf [www.loewenportal.uni-halle.de](http://www.loewenportal.uni-halle.de) veranlassen. Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben bzw. die Geldbörse: Spätzünder zahlen eine zusätzliche Gebühr von 10,30 Euro. Ein Großteil des Semesterbeitrags (40 Euro) geht ans Studentenwerk, 16,50 an die HAVAG für das Semesterticket Freizeit und 6,10 Euro an die Studierendenschaft. 50 Cent davon gehen an die *hastuzeit*.

## Conspectus im Harz

Ein gutes Jahr ist vergangen seit der letzten Ausstellung des »Studentischen Photoclubs Conspectus«. Ein Jahr, in dem nicht nur einige neue Mitglieder dazugestoßen sondern auch viele neue fotografische Werke entstanden sind. Das Spektrum der fotografischen Arbeit der Mitglieder von Conspectus ist weit gefächert und reicht von Landschafts- und Architektur- über Street- und Reisefotografie bis hin zu unkonventionellen Portraits. Am Donnerstag, dem 27. Januar 2011, um 14.30 Uhr ist es soweit: Die Jahresausstellung in der Harzmensa wird feierlich eröffnet. Hier ist natürlich jeder herzlich eingeladen, sich bei einem Glas Sekt in Ruhe den ausgestellten Bildern zu widmen.

## Erneuerbare Energien im Fokus

Ab Januar 2012 tritt das neue Gesetz für den Vorrang von Erneuerbaren Energien (EEG) in Kraft. Mit der Gesetzesänderung soll der Ausbau der erneuerbaren Energien vorangetrieben, die Kosteneffizienz gesteigert und die Integration der regenerativen Energien in Markt, Netz und Gesamtsystem vorangetrieben werden. In der Reihe »Umwelt- und Planungsrecht in Wissenschaft und Praxis« finden in diesem Zusammenhang mehrere Vorträge statt. Auf dem Programm stehen neben der Reform des EEG auch Fragen der Bedarfs- und Netzplanung beim Ausbau der Stromnetze (17. Januar 2012) sowie die Thematik »Klimaschutz im Städtebaurecht« (31. Januar 2012). Infos findet Ihr auf [www.uni-halle.de](http://www.uni-halle.de).

## Filmnacht im Designhaus

Am 11. Januar stellt das Designhaus Halle vier außergewöhnliche Architekten vor: die Französin Louise Bourgeois mit ihrem Œuvre, dessen Ausgangspunkte das eigene Leben, vergangene Emotionen und Kindheitserinnerungen sind, das Schweizer Künstlerpaar Sabrina Lang und Daniel Baumann, das unter dem Label L/B in Installationen und interaktiven Kunstaktionen spielerisch die Grenzen zwischen Kunst, Architektur und Design aufhebt und den Designer Konstantin Grcic, der mit seinen radikalen Kreationen als einer der einflussreichsten zeitgenössischen Möbeldesigner gilt. Außerdem überrascht der österreichische Aktionskünstler Erwin Wurm mit verrückten Ideen, sei es ein verfetteter Porsche oder ein kugelformiger Künstler, der die Welt verschluckt hat.

• Du bist Student und möchtest, dass Dein Projekt die nötige Aufmerksamkeit bekommt? Dann sende eine Mail an [redaktion@hastuzeit.de](mailto:redaktion@hastuzeit.de) und erklär uns kurz und knackig Dein Projekt!

# Stura aktuell

## Fröhliche Weihnachten und einen guten Rutsch

Das Jahr ist fast vorbei, und auch wir verabschieden uns so langsam in die besinnliche Zeit. Wir wünschen Euch allen ein frohes und gesegnetes Weihnachtsfest, erholsame Wochen und einen guten Rutsch ins Jahr 2012. Genießt die Feiertage, und wir sind im nächsten Jahr wieder wie gewohnt für Euch da. Euer Stura

## Tag der nachhaltigen Ernährung

Das Jahr ist fast vorbei und damit auch die ersten drei Mal »Tag der nachhaltigen Ernährung«. Wir haben viele Meinungen, Kritiken und Ideen von Euch erhalten, die wir gemeinsam mit dem Studentenwerk umgesetzt haben und auch noch weiter auswerten werden. Vielen Dank dafür. Zusammenfassend können wir aber bereits jetzt sagen, dass der Tag sehr gut bei Euch angekommen ist. Die Mensen waren stets gut besucht und die neuen Gerichte fast immer ausverkauft. Das freut uns sehr und zeigt, dass Euch dieses Thema ebenfalls am Herzen liegt. Wir werden Euch auf dem Laufenden halten, wie es im neuen Jahr mit der Idee der nachhaltigen Ernährung weiter gehen wird.

## que(e)r\_einsteigen neuer AK im StuRa

Die interdisziplinäre Vorlesungsreihe que(e)r\_einsteigen ist seit einigen Wochen neuer Arbeitskreis des Studierendenrates. Der AK que(e)r\_einsteigen gründete sich aus einem Projekt engagierter Studierender, welches wir die letzten vier Jahre tatkräftig unterstützt haben. Aufgrund des stetig steigenden Interesses an der Veranstaltung und den damit wachsenden Herausforderungen haben sich die Mitglieder des Projekts zu diesem Schritt entschlossen. In Zukunft soll es neben den eigentlichen Vorlesungen auch Workshops, Filmvorführungen, Hörspielveranstaltungen und Kooperationen mit Schulen und anderen Universitäten geben. Wir freuen uns über die gemeinsame Zusammenarbeit. Wer mehr über que(e)r\_einsteigen erfahren will, kann das unter [www.queereinsteigen.wordpress.com/](http://www.queereinsteigen.wordpress.com/)

## Erweiterte Öffnungszeiten

Neben den offiziellen Öffnungszeiten unseres Büros, habt Ihr nun auch die Möglichkeit, unsere Vorsitzenden Sprecher, die Sitzungsleitung und unseren Systemadministrator an festen Zeiten im Stura zu sprechen. Die Sitzungsleitung ist jeden Mittwoch von 16 bis 18 Uhr für Euch da. Unser Systemadministrator ist ebenfalls am Mittwoch von 14 bis 16 Uhr offiziell zu erreichen. Die Sprechzeiten der Vorsitzenden teilen wir Euch im nächsten Jahr mit. Dann findet ihr alle Zeiten auch auf unserer Homepage wieder.

### Serviceleistungen des Stura:

Technikleihe  
Rechtsberatung  
Sozialberatung  
Kinderinsel  
u.v.m.

### Öffnungszeiten:

Dienstag: 14.00 – 18.00 Uhr  
Mittwoch: 12.00 – 14.00 Uhr  
Donnerstag: 14.00 – 18.00 Uhr

### Feste Termine:

BAföG-, Rechts- und Sozialberatung

Im kommenden Jahr geht es ab dem 12.01.2012 wie gewohnt weiter.

Studierendenrat  
MLU Halle  
Universitätsplatz 7  
06099 Halle  
Tel. 0345 552 14 11  
Fax. 0345 552 70 86  
[www.stura.uni-halle.de](http://www.stura.uni-halle.de)  
[www.facebook.com/sturahalle](http://www.facebook.com/sturahalle)  
[stura@uni-halle.de](mailto:stura@uni-halle.de)